



22. HANS-
BERNHARD-
SCHIFF ——— LITERATUR-
PREIS

www.saarbruecken.de

Landeshauptstadt
**SAAR
BRÜ
CKEN**

22. HANS-BERNHARD-SCHIFF——
—— **LITERATURPREIS 2019**

8	Vorwort Dr. Robert Joachim Schiff
12	Preisträgerin 2. Preis Michaela Albrecht: Metamorphose Vita Michaela Albrecht
20	Preisträgerin 1. Preis Irina Rosenau: Die Stunde des Farns Vita Irina Rosenau
29	Vorsitz, Jury und Beirat
30	Impressum

WIR LEBEN IM ZEITALTER DER SCHREIHÄLSE¹

Mein Vater war ja in seinen Meinungen und Äußerungen ziemlich radikal und in der Regel konträr zum sogenannten Mainstream, den man damals, als er noch lebte, noch gar nicht so nannte. Und von Zeit zu Zeit überlege ich mir, was mein Vater heute sagen – und aufschreiben – würde, wenn er noch leben würde.

Er wäre ganz gewiss erstaunt über heutige Kommunikationsformen wie Facebook, Twitter und WhatsApp, die so sehr unser tägliches Leben bestimmen, dass sogar der amerikanische Präsident uns mit morgendlichem Gewitzscher beglückt.

Er nähme sicher auch erstaunt zur Kenntnis, dass die private und öffentliche Kommunikation um ein paar Stufen roher, anstandsloser und unverschämter geworden ist, als es die meiste Zeit seines Lebens der Fall war. Sie ist so unverschämt, dass man eine rechtschaffende Renate Künast ganz

offen als „altes grünes Drecksschwein“ bezeichnen darf, und das mit dem Segen des Berliner Landgerichts. Und er nähme zweifellos noch erstaunter zur Kenntnis, dass die Autoren dieser entgleisten und unverschämten Beiträge nicht einmal ihren Namen zu nennen brauchen, ja dass man, da man ja schriftlich nicht schreien kann, seine Beleidigungen nur in großen Lettern in den Computer zu tippen braucht, um zum Ausdruck zu bringen, dass man seine Worte als laut geschrien verstanden wissen will.

Ohnehin würde mein Vater heute feststellen müssen, dass eine Menge Schreihälse das Sagen übernommen haben. Er selbst hat meistens recht leise gesprochen hat – und dies mit der hinterlistigen Absicht, besser Gehör zu finden. Umso trauriger nähme er wohl zur Kenntnis, dass heute selbst die wohlgezogenen Mitglieder des ältesten Parlamentes der Welt, des „House of Commons“, oftmals zu Schreihälsen werden.

Er würde demnach Roman Bucheli, dem Autor der eingangs von mir zitierten Diagnose, „Wir leben im Zeitalter der Schreihälse“, Recht geben. Bucheli zitiert im Verlauf seiner Überlegungen auch die große Schriftstellerin Virginia Woolf, die den Schreihälsen mit auf den Weg gab: „Wir müssen bedenken, dass bei so einem Kraftverbrauch für die Suche nach einem Weg, die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit selber uns notgedrungen in einer ziemlich erschöpfen und chaotischen Verfassung erreichen wird.“ Kurz gesagt: Je lauter einer spricht, desto weiter ist er von der Wahrheit entfernt. Oder: Wer brüllt, hat unrecht. Aber um wie vieles schöner hat es doch Virginia Woolf formuliert.

Wie anders vollzieht sich da doch das Schreiben von Büchern. Beides geschieht notabene im Stillen. Nach Virginia Woolf also ist es verbunden mit einer Wahrheit in einer recht kraftvollen Verfassung.

Mein Vater würde somit mit Freuden feststellen, dass es heute immer noch Menschen gibt, die schreiben, die in aller Stille das richtige Wort, die gute Formulierung, die treffende Definition finden möchten. Und er wäre sehr glücklich, zu beobachten, dass es immer noch Jene gibt, die die Ergebnisse solch stillen Denkens und Ringens mit dem Wort zur Hand nehmen und lesen.

Mein Vater könnte also, meine ich, mit unserem Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreis 2019 hoch zufrieden sein. Wir hatten in diesem Jahr fast einhundert Einsendungen, also jede Menge schreibende, nach Wahrheit suchende Menschen. Ganz besonders seien natürlich unsere diesjährigen Preisträgerinnen, Frau Rosenau und Frau Albrecht, hervorgehoben, denen ich an dieser Stelle ausdrücklich gratulieren möchte.

Dieser Preis könnte ohne die Unterstützung der Stadt Saarbrücken, des Kulturdezernenten Thomas Brück, der Leiterin des Kulturamtes, Frau Sylvia

Kammer-Emden und im Besonderen ohne die Unterstützung von Frau Katharina Ries nicht verliehen werden. Herzlichen Dank dafür.

Übrigens: Frau Ries ist seit diesem Jahr neu im Team und hat sich nicht nur in kürzester Zeit eingearbeitet, sondern auch tolle neue Ideen beigesteuert. Ohne sie wüssten wir nicht einmal, wann und wo wir uns treffen sollten. Zugleich sei auch ganz herzlich Frau Ilona Mathieu gedankt, die vor Frau Ries alle organisatorischen Fragen des Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreises zu ihren eigenen gemacht hat und diese stets vorbildlich und höchst umsichtig zu lösen verstand. Meine Hochachtung und mein Dank gelten angesichts des Berges an Einsendungen unserer hochqualifizierten Jury. Den Sponsoren sei gedankt; ohne sie würde der Preis in dieser beachtlichen Höhe nicht existieren können. Den ehrenamtlich tätigen Mitgliedern des Beirates, die umsichtig und im Hintergrund alle finanziellen und organisatorischen Herausforderungen annehmen und für konstruktive Lösungen sorgen, möchte ich ebenfalls meine Hochachtung aussprechen.

Den Preisträgerinnen wünsche ich eine erfolgreiche literarische Zukunft und viel Glück bei ihrer Suche nach der Wahrheit.

Naja, so ganz ohne Schmunzeln zum Thema Wahrheit, lasse ich Sie nicht gehen. Ein leider namentlich nicht bekannter Rabbi soll Folgendes gesagt haben: „Wahrheit ist unser höchstes und kostbarstes Gut; wir wollen es demnach gebrauchen mit Zurückhaltung und Sparsamkeit.“

Robert Joachim Schiff

META — MORPHOSE

2. Preis

Michaela Albrecht

Es ist Dienstag, als sie den Puppenarm bemerkt. Er ist da, wo sich gestern noch ihr linker Arm befand, direkt unterhalb des Schultergelenks. Fast hätte sie ihn für ihren eigenen Arm gehalten, weil er in ihrem T-Shirt steckt und ihm so ähnlich sieht.

Sie stutzt einen Moment und versucht, sich zu erinnern, ob ihr Arm gestern noch ihr Arm war. Aber sie war so abgelenkt den ganzen Tag über, dass es ihr überhaupt nicht aufgefallen wäre. Auch heute wäre es ihr nicht aufgefallen, hätte sie wie jeden Tag das Radio eingeschaltet, dem Plappern von Paul zugehört und überlegt, welche Aufgaben sie zu erledigen hat. Aber Paul ist bei ihren Eltern. Du musst dich mal um Dich kümmern, hatte ihre Mutter gesagt und ihr dabei zugezwinkert. Das Zwinkern hatte sie verunsichert. Mama machte das gern, ihr ein Zeichen geben, als gäbe es einen geheimen Dialog zwischen ihnen beiden, nur dass sie nicht wusste, worin der bestand oder was es war, das sie ihr mitteilen wollte. Sie lächelt dann und zieht gleichzeitig die Schultern hoch.

Wenn sie den Puppenarm bewegt, dann spürt sie zwar die Bewegung, aber es fühlt sich nicht wirklich so an. Mehr als hätte jemand Plastikfolie genommen und die darüber gestreift, so dass man noch gerade genug von der Außenwelt spürt, um Berührung oder Temperatur wahrzunehmen, aber ein Lufthauch einfach daran abprallen würde. Sie sitzt in der Küche und streicht so lange über die Haut, bis sich rote Striemen bilden und ihr Kaffee ganz kalt ist. Dann hält sie den Arm unter den Wasserhahn und lässt Wasser darüber laufen, bis die Haut rot wird.

Marco lacht, als sie ihm davon erzählt. Geht's Dir gut, fragt er, aber sie kann sein Grinsen durchs Telefon hören. Nein, will sie sagen, mein Arm ist weg. Ja, alles okay, ich bin nur seltsam drauf, sagt sie und legt auf. Vielleicht stimmt es, vielleicht ist sie irritiert durch Pauls Abwesenheit und die Stille und bildet sich Dinge ein, die nicht da sind. Sie schaltet das Radio ein und konzentriert sich auf die Hausarbeit, die sie seit Wochen aufschiebt.

Der Puppenarm juckt. Das ist das nächste, was ihr auffällt. Sie steht am Herd und schaut der Soße zu, die leise blubbert, da beginnt die Haut in der Ellenbeuge zu jucken. Sie reibt daran, aber das ändert nichts. Irgendwo muss doch noch die Salbe sein. Paul hatte einen Ausschlag und die Hautärztin hat eine Salbe verschrieben, weil er sich alles wund gekratzt hat. Die Tube ist ganz nach hinten gerutscht im Arzneischrank, hinter die Mullbinden und das Schwangerschaftsöl. Sie trägt die Creme dick auf, schmiert den ganzen Arm ein bis zu den Fingerspitzen. Der Rauchmelder reißt sie aus ihren Gedanken. Sie wirft den Topf einfach mitsamt der Soßenreste in den Müll und reißt alle Fenster auf. Paul würde jetzt lachen und dabei seinen Brei auf den Boden werfen. Geistesabwesend kratzt sie am Puppenarm.

Am nächsten Morgen ist der Arm ihr erster Gedanke. Sie öffnet die Augen, bleibt sonst ganz still. Ihr rechter Arm liegt auf der Decke, sie spürt einen zarten Luftzug durch das offene Fenster. Links spürt sie nur Wärme und Schwere. Sie hebt den Puppenarm an und hält ihn direkt vors Gesicht, betrachtet die Haut. So sehr er auch ihrem echten Arm gleicht, das Muttermal am Handgelenk war zuvor ein Stück weiter rechts. Die kleine Narbe an ihrem Daumen ist nun krumm. Sie weiß, dass die Narbe gerade war, weil sie weiß, wie es war, als Marco die Tür hinter ihr zugeschlagen und den Daumen darin eingeklemmt hat. Er hatte mehr geheult als sie, das hatte die Situation auch nicht besser gemacht. Am Ende hatte sie einen Verband bekommen, er eine Infusion. Die Narbe war nie ganz verheilt.

Paul plappert. In dem Geplapper hörte sie es immer wieder, Mama, Mama, Mama. Sie war so glücklich gewesen, als Mama sein erstes Wort war. Sie hatte es nicht geäußert, Marcos Enttäuschung war auch so schon greifbar gewesen. An dem Abend hatten sie im Bett mit dem Rücken zueinander geschlafen. Jetzt wünscht sie sich, Paul hätte Papa gesagt. Vielleicht wäre Marco dann noch da und würde mit Paul zum Spielplatz gehen, wenn sie müde ist und einfach nur schlafen will. Stattdessen hört sie das Plappern, dieses ewige Plappern. Sie konnte es nicht mehr hören, dieses Mama Baba Bärlü Mama Eis. Als ihre Mutter das Telefon lachend wieder an sich nimmt, bekommt sie ein schlechtes Gewissen. Ihr könnt ihn behalten, wenn er Euch so viel Freude macht, will sie sagen und sagt dann irgendwas über das Wetter und Baden.

Auch in der Badewanne hört das Jucken nur für einen kurzen Moment auf. Sie überlegt, die Hautärztin anzurufen, bei der sie mit Paul damals war, aber die Nummer war in ihrem alten Handy gespeichert und das hat Marco gegen die Wand geworfen. Stattdessen recherchiert sie im Internet, liest sich durch Foren, in denen fünfzehn ultimative Tipps gegen Juckreiz angepriesen werden.

Marco ruft kurz nach dem Abendessen an, es geht um irgendetwas mit Geld, sie hört nur mit halbem Ohr zu. Was ist jetzt eigentlich mit deinem Arm, fragt er am Ende. Sie schließt die Augen und atmet einmal tief ein und aus. Alles okay, Fehlalarm. Er legt auf, ohne Tschüss zu sagen.

Das Puppenbein kommt schleichend. Sie ist so auf den Arm fixiert, dass sie es am ersten Tag kaum wahrnimmt, erst als es die Mitte der Wade erreicht hat. Weil sie barfuß aus dem Bett steigt, statt sofort in ihre Pantoffeln, und den Unterschied spürt, als beide Füße das kalte Parkett berühren. Ihr Fuß, der zurückzuckt, der Puppenfuß, der einfach stehen bleibt, so dass sie aus dem Gleichgewicht gerät. Auch hier fühlt sich die Haut an wie Haut, sieht der Fuß aus wie ihr alter Fuß, aber das Gefühl ist ein anderes. Die Details stimmen nicht. Der Leberfleck, der plötzlich um 90 Grad gedreht ist. Die Härchen, die einen halben Farbton heller sind als die an ihrem richtigen Bein.

Ihr Oberschenkel kribbelt, am nächsten Morgen ist auch er Teil des Puppenbeins. Als wäre er abends mit ihr eingeschlafen, aber morgens nicht mehr aufgewacht. Sie erzählt Marco davon, aber er klingt abwesend am Telefon. Ihre Mutter ruft an, der sagt sie nichts, hört sich nur an, dass Paul heute zum ersten Mal gesegelt ist. Sollten Eltern dabei sein, wenn ihr Kind zum ersten Mal segelt? Die Frage hat sie sich noch nie gestellt, aber erste Male sind bedeutend. Das erste Wort, der erste Schritt. Sie hat zu allem einen Tagebucheintrag verfasst. Das Tagebuch schenkt sie Paul, wenn er achtzehn wird. Wenn sie mit einer Nadel in die Haut sticht, dann blutet der Puppenfuß genauso wie ihr echter Fuß, sie spürt es aber kaum.

Sie bekommt Angst, als das zweite Bein zu kribbeln beginnt. Eine Seite ist okay, hat sie sich gesagt. Warum braucht man überhaupt zwei Hände, die genau das gleiche fühlen. Sie ist früher immer gerne tanzen gegangen, mit Marco und davor. Mit Puppenbeinen kann man bestimmt nicht tanzen, das macht ihr Angst. Sie hat ein Buch mitgebracht und sitzt im Wartezimmer ihres Hausarztes. Der Arzt schaut ernst, aber ernst genommen fühlt sie sich nicht. Er hört sich an, was sie sagt, nimmt seinen kleinen Hammer und beginnt zu klopfen. Das Puppenbein täuscht den Tritt so gut vor, dass ihm nicht auffällt, dass er kein tatsächlicher Reflex ist. Sie merkt, dass die Muskeln sich zu früh anspannen, schon bevor die Berührung kommt. Das kommt Ihnen nur so vor, sagt er und streicht sich über den Vollbart. So einen Bart trug Marco auch, noch bevor sie schwanger wurde. Wenn er sie so anschaut, kommt sie sich vor wie ein kleines Kind, das etwas angestellt hat.

Es lässt sich nichts feststellen, sagt er. Sie solle sich ausruhen, es sei der Stress, der ihr da einen Streich spiele. Zuhause macht sie sich einen Anti-Stress-Tee und setzt sich auf den Balkon. Sie geht nicht ans Telefon, als ihre Mutter anruft, die würde ihr nur erzählen, was Paul heute zum ersten Mal getan hat. Stattdessen schreibt sie Katharina. Die sitzt vermutlich gerade in der Türkei am Pool und trinkt einen Cocktail, während der süße Poolboy ihr die Füße massiert. Katharina sitzt in der Türkei, weil sie nicht mit Anfang zwanzig schwanger geworden ist, sie hat nicht geheiratet und stattdessen eine Stelle bei der Versicherung angenommen, in der sie beide ihr Praktikum gemacht haben. Katharina wartet nicht darauf, dass ihr Kind in ein paar Tagen wieder nach Hause kommt, damit sie als Vollzeitmami Brei kochen, Sabber wegwischen und der nächsten Unterhaltszahlung hinterher telefonieren darf. Sie wartet auf einen Cocktail und den nächsten verheirateten Mann mit nettem Lächeln.

Sie liegt im Bett und kann sich nicht dazu bringen, aufzustehen. Erst ihre Blase bringt sie dazu, die Puppenbeine aus dem Bett zu schwingen und ins Bad zu staksen. Es fällt ihr schwer, normal zu laufen, die Beine sind zu steif, die Arme leicht angewinkelt wie die Barbie, die sie als Kind so geliebt hat. Es fällt Marco nicht auf, wie sie durch die Wohnung stakst mit ihren falschen Beinen. Zumindest

sagt er nichts, darin war er schon immer gut. Er sitzt am Küchentisch und raucht, sie kocht Kaffee und deckt den Tisch für ihre Eltern. Sie wollte einen Kuchen backen, bevor der zweite Arm verschwunden ist. So hat sie es sich nicht zugetraut, also huscht sie schnell zum Bäcker und kauft eine Schokotorte. Marco sitzt noch immer da und raucht, er schaut nicht von seinem Handy auf.

Die Autotüren schlagen laut zu. Dann der Schlüssel im Schloss und kleine Füße, die durch den Flur stapfen. Paul stürmt herein und zum Papa. Papa Papa Mama Bubu Boot. Die Eltern folgen langsamer, geben Küsschen rechts und links und reden über Wind und Wellengang. Marco fragt nach, sie sitzt stumm am Tisch und versucht, nicht zu kratzen. Seit ihre Hände Puppenhände sind, merkt sie nicht mehr, ob sie gerade kratzt oder nicht, also muss sie die Hände auf der Tischplatte liegen lassen. Ihr Vater lobt den Kuchen, Mama schaut dabei mit hochgezogenen Augenbrauen. Der ist aber nicht selbst gemacht, sagen sie, und das am Geburtstag Deines Sohnes.

Die Männer rauchen im Wohnzimmer. Pauls Plappern hört man bis in die Küche, zusammen mit den Sirenen des Polizeiautos, das Marco mitgebracht hat. Er schenkt gerne lautes Spielzeug. Um mich in den Wahnsinn zu treiben, denkt sie. Er muss das Heulen und Jammern ja nicht ertragen, wenn sie die Batterien entfernt oder das Auto so lange fallen lässt, bis es keinen Ton mehr von sich gibt.

Schatz, was tust Du da, fragt Mama laut. Sie dreht sich irritiert um, da schubst ihre Mutter sie schon zur Seite, dass das Wasser spritzt. Ihre Hände werden gepackt, bevor sie reagieren kann. Was ist hier los, erklingt Marcos Stimme von der Tür, dann ist auch er bei ihr und schüttelt sie. Spinnst Du, brüllt er, das kocht ja. Sie starrt die beiden an, dann ihre Arme, die rot sind von dem heißen Wasser. Ist nicht so schlimm, es sind nur Puppenarme, sagt sie, aber niemand hört ihr zu. Sie wird zum Auto bugsiert und angeschnallt, alle reden, irgendwo im Haus weint Paul. Sie würde ihn gern trösten, aber dann schlägt schon die Autotür zu.

Im Krankenhaus wickeln die Schwestern die Puppenarme in Mullbinden ein, bis sie aussieht wie eine Mumie. Der Arzt spricht leise und schaut sie dabei nicht an, nur Marco und Mama, die nah beieinanderstehen und besorgte Blicke in ihre Richtung werfen. Wo ist Paul, hat sie gefragt, Papa hat nur den Kopf geschüttelt. Also liegt sie ganz still da und wartet. Ein junger Mann kommt vorbei und hält ihr einen Becher mit Wasser an die Lippen. Die Puppenarme jucken unter dem weißen Stoff, aber man hat ihre Handgelenke am Bett festgebunden, damit sie sich nicht kratzen kann.

Eine Ärztin steht neben ihrem Bett als sie aufwacht. Ein Mann steht dabei, stellt sich vor als Herr Koch, leitender Psychologe. Er stellt Fragen, auf die sie keine Antwort hat, aber er hört zu. Haben Sie sowas schon mal gesehen, fragt sie. Er

hört zu, bis ihre Stimme ganz kratzig wird. Sie will sich die Tränen wegwischen, aber ihre Hände sind festgebunden, also schreit sie, bis der junge Mann wiederkommt und ihr einen Becher hinhält mit einer Tablette, die alles weich und warm macht.

Herr Koch kann gut zuhören, seine Stimme ist tief und angenehm. Sie unterhält sich gerne mit ihm und er schaut oft für ein paar Minuten vorbei. Ihre Eltern schauen auch oft vorbei, aber da lacht sie nicht und redet kaum. Sie fragt nach Paul, ohne der Antwort zu folgen. Kurier Dich erstmal aus, sagt Papa und tätschelt ihr unbeholfen die Schulter. Marco steht nur an der Tür und sieht aus, als hätte er gerne eine Zigarette. Sie beobachtet ihn aus dem Augenwinkel, während sie ihren Joghurt löffelt. Seit gestern darf sie die Arme bewegen, Herr Koch hat gesagt, wenn sie sich weiter so positiv entwickelt, dann könnte sie auch bald die Tür schließen, ohne dass jemand von der Pflege in ihrem Zimmer ist. Herr Koch spricht auch viel mit ihren Eltern, darüber ist sie froh, weil sie dann einfach nur dasitzen und den Wolken zuschauen kann. Einige Worte schnappt sie auf und zerlegt sie in einzelne Silben. Kon-ver-sions-stö-rung. Psy-cho-gen. Ob sie viel gestresst sei, hat er gefragt. Sie hat gelacht und ihm von Paul und Marco erzählt. Von Katharina und der Affäre.

Sie schaut nicht hin, als die Ärztin den Verband abwickelt, starrt stattdessen die Decke an. Erst als sie alleine ist, schaut sie sich die Arme an. Jetzt haben sie nichts mehr mit ihren richtigen Armen gemeinsam, die Haut ist rau und Narben haben sich gebildet, wo die Blasen geplatzt sind. Die Puppenarme sind für alle sichtbar. Herr Koch hat ihr erklärt, dass der Stress in ihr das Gefühl erzeugt, die Körperteile würden nicht zu ihr gehören. Sie nickt, wenn er redet, und wartet, bis er geht. Die Beine schaut sie nicht an.

Es freut mich, dass es Ihnen so viel besser geht, sagt Herr Koch und legt ihr eine Hand auf die Schulter. Er spricht von der Zukunft, von Paul, den sie wiedersehen kann, und davon, einen Job zu suchen, neue Freunde und eine Therapie. Sie möchte nicken, aber ihr Nacken kribbelt und verkrampft sich bei der Bewegung. Im Flur hört sie Pauls stampfende Schritte und Marco, der irgendetwas schreit.

Ihre Zunge kribbelt, die Nase, die Wangen. Sie kratzt, aber hört auf, als Herr Koch sie anschaut. Freuen Sie sich schon auf zuhause, fragt er. Sie schaut zur Tür. Dann zu ihm. Zurück zur Tür. Paul biegt um die Ecke Mama Mama schau mal Mama. Sie möchte etwas sagen, aber ihre Zunge gehorcht nicht. Ihr Puppenkopf nickt wie ein Wackeldackel.

VITA

Michaela Albrecht, geboren 1991 in Saarbrücken, schreibt schon ziemlich lange, wenn auch nicht immer so regelmäßig, wie sie es gerne täte. Was als Zeitvertreib in der Schulzeit begann, wurde durch das Forum hierschreibenwir.de zur Leidenschaft. Sie lebt und schreibt im Saarland, da man vom Schreiben jedoch nicht leben kann, hat sie Psychologie studiert. Zurzeit macht sie die Ausbildung zur Psychotherapeutin, von der man zwar auch nicht leben kann, deren Einfluss sich jedoch in ihren Texten widerspiegelt.

Ende 2017 gewann sie den Hans-Bernhard-Schiff Förder- und Sonderpreis für Literatur.

DIE STUNDE DES FARNES

1. Preis

Irina Rosenau

Um die Mitternacht entspringt der Fruchtknoten den gefiederten Wedeln des Farns, eine Spirale im trichterförmigen Blattgeschöpf, sie setzt zu einem purpurnen Licht an.

Im Dunkeln treten zwei Suchende in schmatzende Mooskissen, auf nasse Gräser, Bruchholz und Zwergsträucher wilder Heidelbeeren. Sie weiß, dass es Heidelbeeren sind, weil sie gewohnt ist, Pflanzen, Pilze, Bäume zu untersuchen, glaubt sogar, mit dem Gehör den Zug der Säfte von den Stämmen abzapfen zu können.

Sisol schreitet voran, mit der gleichen Schnapslaune wie eben im Schein des heidnischen Riesenfeuers auf der Festwiese. Ob er das Schlängeln der Wurzeln, das Wuchern der Rhizome unter den Füßen merkt, das Rascheln des Windes und der Nachtflügel in den Baumkronen wahrnimmt? Die Stimmen des Festes haben die beiden hinter sich gelassen. Sie schaut zurück: Das Feuer, eine kleine Warnleuchte, flackert im Gezweig.

Ab und zu dreht sich Sisol nach ihr um und lächelt. Die Absätze ihrer Sandalen sind klein, spitz, sie versinken im Moos, reißen es auf. Den Widerstandskeim verpflanzt sie in die Zukunft, die Neugier darauf, was als nächstes passiert, ist dunkler als der Wald. Die Nacht riecht nach Harz und Nadelhumus, und der Nacht ist es egal, ob die Suchenden sich berühren.

Auf dem Basar mied sie den Stand, an dem er seiner Mutter half, Tomaten und Äpfel zu verkaufen, hielt sich aber nicht weit entfernt davon auf, so dass sie manchmal mitbekam, wie er zu den Witzen der Rosenverkäuferin vom Verkaufszelt nebenan lachte oder mit den Lederjackett-Händlern vom Stand gegenüber sprach.

Sie stellte sich hinter den Kiosk, den die Brotfabrik belieferte, vor das Schaufenster mit gezuckerten Blätterteig-Zungen, spähte an ihnen vorbei durch das Glas der Vitrine: Sisol bediente die Kunden, schleppte Säcke mit aussortierten Früchten, stapelte Holzkisten. Es gab ein Gerücht, dass er bei einer Hure gewesen war. Ob es sich um eine echte Hure handelte, die für ihre Dienste Geld nahm, oder eine, die man so nannte, weil sie - wie sich die Alten im Haus ausdrückten - ihre ‚Unschuld verloren‘ und mit mehr als einem geschlafen hatte? Sisols Profil ähnelte dem seines berüchtigten älteren Bruders, auch hatte er die gleiche kleine Statur mit gewaltigen Schultern. Sein Gesicht war dagegen schmal, mit beinahe femininen Zügen.

Sie verließ den Markt durch die Reihen mit Geschirr und Wäsche, Tafel- und Teesets mit Ornamenten, Perlmutterlasuren und handbemalter Keramik, so ein Geschirr kriegt sie geschenkt, wenn sie heiratet. Sie brauchte da nichts, aber so konnte

Sisol sie mit dem Blick bis zum Ausgangstor begleiten. Sie bildete sich ein, dass er sich über ihre Besuche auf dem Markt freute. Peinlich war es ihr wegen der Wäsche, an der sie vorbei lief, wegen der bestickten Unterhosen, in Gesichtshöhe auf Bügeln aufgereiht, und der plastisch heraustretenden BH-Körbchen, in Girlanden aufgehängt. Behälter für Brüste - die Büsten der erwachsenen Frauen, die sie kannte, hätten die größeren Modelle leicht ausgefüllt.

Abends war Sisol oft im Hinterhof des Kulturzentrums, dort hatte er wohl einmal wegen einer Wette eine Bierflasche gegen die eigene Stirn zerschlagen. An Disko-abenden eilten Typen mit geballten Fäusten hinter das Gebäude, einzeln oder in einem Schwarm. Hungrige Vögel, die auf das letzte Brotstück zufliegen. Gesehen hatte sie nur aus der Ferne, dass Sisol ein Bein hochgeschwungen und auf etwas eingeschlagen hatte. Am Wochenende, wenn sie auf dem Dach die Seile aufzog und Wäsche aufhing, sah sie seine gedrängte Figur in der Parkallee, auf dem Weg zum Schulgebäude. Dort traf er sich im Keller, im neu eingerichteten Trainingsraum mit Freunden.

Sie wusste viel über ihn, und doch erschrak sie, als er sie nach der Schule im Hof anhielt und fragte: Wir kennen uns aus dem Kindergarten, stimmt's?

Sie hatte die Zeit des Kindergartens verdrängt, die Gesangsstunden, die obligatorische Morgengymnastik, den Vorschulunterricht, bei dem sie ordentlich innerhalb der Linien und in der richtigen Farbe hatte schreiben und malen sollen, die Hektik vor der Umkleidekabine und die Erzieherin mit der strengen Wangenröte, die sich dauernd in ein Stofftaschentuch geschnäuzt hatte.

Das Kindergartenalbum, eine dünne Mappe, zog sie an dem Abend aus dem Bücherregal heraus. Unter kleinen ovalen Kinderporträts fand sie sein Bild. Sie erkannte ihn an den klar umrissenen Brauen und Lippen und an seiner Art, den Kopf in den Nacken zu legen, die Augen halbgeschlossen. Auf dem Foto lächelte er breit und offen, ein Kind im weißen Hemd, mit dem glattgezogenen Seitenscheitel. Peter Sisol.

Peter in Saalschlappchen und in kurzen Shorts. Die Mädchen, die in der ‚stillen Stunde‘ vor dem Schlafen die Unterhosen ausgezogen und die Decke angehoben hatten. Dann hatte Peter es getan, und die Mädchen hatten gekichert.

Im Kindergarten stotterte sie, wenn sie ein ‚r‘ aussprechen sollte. Sisol meinte, er hätte das nicht gemerkt. Wahrscheinlich, weil sie kaum sprach. Tante Ida versuchte jedes Mal, wenn sie zu Besuch kam, sie zu heilen, dachte sich komplizierte Wörter mit ‚r‘ aus und forderte die Nichte dazu auf, ihr nachzusprechen.

In der Schule ziehen dich die Kinder damit auf. Du meldest dich und die Sprache steckt im zuckenden Mund, deine Zunge ist ein Traktor, der die vereisten Wörter überrollt. Das Stottern ließ mit den Jahren nach, nur sprach sie immer noch mit einem angespannten Kiefer.

Damals, wenn sie nicht einschlafen konnte, las sie und suchte nach Licht. Sie fand Lichtstrahlen in den Augenhöhlen der Totenschädel an den Zaunpfählen um das Hexenhaus herum, im Glanz der Wunderlampe, im Gefieder des Feuervogels. Sie fand sie im Scheingebet hundertarmiger elektrischer Leuchter unter der Kuppel der Kirche, im Flackern der Stabkerzen beim Mitternachtsgottesdienst, wenn alle sich bekreuzigten und warteten, bis die Stimme des Priesters, ‚wahrhaftig auferstanden‘ verkündete, der Gesang der Gemeinde zum dreimaligen Zug um die Kirche einsetzte und die Trinker an unbeleuchteten Gartenzäunen Gläser ein-schenken.

Das Licht ging aus. Sie lag still und sah sich als eine Landschaft, zwei schwarze Seen in den Augenhöhlen zwischen Backenknochen und Stirnplatten. Sie war ein Punkt und stand in der Mitte einer skelettartigen Brücke über der Schlucht mit den Seen auf dem Grund, spürte ein Kribbeln in der Kehle, im Sonnengeflecht, löste sich im Wasser der Seen und in diesem Kribbeln auf.

Sisol wartete an der Haltestelle im kurzarmigen weißen Hemd. Er hatte eine Stofftasche unter dem Arm, daraus zog er eine Tafel Schokolade und steckte sie ihr zur Begrüßung in die Hand. Sie nahmen den letzten, überfüllten, ein halbes Jahrhundert alten Bus und fuhren unter Geklimper, Motorlärm und Gackern angetrunken, aufstoßender Städter ins Dorf. Sie kamen am Fest an, der Schein des Feuers füllte die große Festwiese zwischen dem Wald und dem Flussufer auf der einen Seite und dem Roggenfeld auf der anderen. Sie spazierten in der Menschenmenge zwischen Gelagen um das Feuer herum, hielten Ausschau nach Bekannten. Gegen Mitternacht gingen sie in den Wald, wo Paare die mythische Farnblüte suchten, von der sie sich Liebe und Reichtum versprachen.

Sisol schreitet voran, dreht sich nach ihr um und lächelt. Seine Hand ist klamm. Sie hört das Rascheln des Windes und der Nachtflügel und dann ein leises klat-schendes Geräusch. Auch er horcht auf: Ein Ächzen ertönt ganz nah, und sie sehen einen Fleck, einen seufzenden Schatten, in dessen Mitte Schenkel und Hintern gegeneinanderstoßen. Sisol pfeift, und die schwarzweiße Masse hält inne. Ein Teil löst sich ab, nähert sich. Von der Lichtung her sickert ein fahler Schein durch, und sie erkennen einen nackten Mann, der einen Stock aufhebt. ‚Lauf,‘ ruft Sisol, und sie laufen, stolpern, laufen, bis sie zurück auf der Wiese sind und lachen.

Sie setzen sich ins Gras, Sisol holt eine Schnapsflasche, Becher und Brot aus der Tasche hervor. Sie bricht die Schokolade an. *Du hast gesagt, dass du mir deinen Honig gibst für meine Wurst.* Die Zeile eines derben Scherzlieds fällt ihr ein, ärgert sie, und der Schnaps wirkt vom ersten Schluck an, heimlich gießt sie aus dem Becher etwas auf die Erde ab.

Am Fluss ertönt der Gesang, sie will dabei sein, wenn die Frauen Blumenkränze ins Wasser werfen. Sisol wird schlecht, er lässt sie am Ufer allein, kommt bald blass wieder, aber da ist das Fest bereits vorbei und sie will zurück in die Stadt laufen. An der Feuerstelle hockt eine Handvoll Leute vor der Asche, vor den verkohlten Holzresten, die nicht mehr glimmen. Die Wiese liegt im dichten Nebel. Der Straße nimmt der Morgen die Falkenhaube schnell ab, es wird hell.

Sie laufen in Fahrtrichtung am sandigen Straßenrand. Sie hat die Sandalen ausgezogen und trägt sie in der Hand. Sisol sagt kein Wort. Sie fürchtet sich vor dem müden, neun Kilometer langen Schweigen. „Lass uns eine Pause machen,“ sagt sie. „Bald gibt es eine Haltestelle,“ meint er und sieht sie an. „In einer Stunde kommt der erste Bus, wir können dort warten, wenn du willst.“

Die Haltestelle ist ein gemauertes Gebäude mit einem hohen Spitzendach, viel zu groß für die Einöde zwischen den Dörfern. Auf einer Bank an der hinteren Wand sitzen drei Kerle, zwei in weißen Hemden wie Sisol und ein dritter mit kurzgeschorenem, gesenktem Kopf. Sie will nicht mehr anhalten. „Lass uns gehen,“ bittet sie, doch Sisol steht schon an der Schwelle, unter der Überdachung. „Was ist? Eine Bank ist frei,“ sagt er laut, seine Stimme hallt nach. Der Schlafende hebt den Kopf von der Brust an und schreit: „Klappe!“

„Ruhig bleiben,“ befiehlt Sisol. Sie greift nach seinem Arm, doch er reißt sich los, schiebt sie von sich weg, mit einer Geste, die ihm nicht zufällig unterläuft, es ist ein Befehl, das Spielfeld zu verlassen.

Der Betrunkene steht sofort auf, als hätte er das Gegenteil verstanden, „steh auf und geh“, und er geht auf Sisol zu, brüllt, stammelt, ein zungenloser Untoter mit dem wandernden Blick. Er tritt fest auf und stellt den Blick ein. Sisol schlägt als erster zu, trifft den Betrunkenen in die Nase, der Körper wackelt, stürzt, regt sich nicht, und die zwei in den weißen Hemden werfen sich auf Sisol. Sie hat oft gehört, wie Freundinnen von denen kreischen, die sich im Hof hinter dem Kulturzentrum prügeln. Ihr eigenes Geschrei erscheint ihr lautlos. Ultraschall-Rufe einer Fledermaus. Sisol schlägt einen Angreifer, liegt gleich selbst unten auf der betonierten Fläche, und zwei Monster sitzen auf ihm, hauen, die Ärmel der weißen Hemden mit Blutspritzern übersät. Die Fledermaus schlägt mit den Absätzen ihrer Schuhe, die sie in den Händen hält, auf einen ein, in die Locken am Scheitel,

wieder und wieder schlägt sie zu, trifft den Kopf, die Hände, die den Scheitel zu schützen suchen, sie reißt die Haut der schützenden Hände mit den Absätzen auf, bis die Kreatur heulend von Sisol wegrollt. Sisol dreht sich aus dem Griff heraus, springt auf und nimmt die Kampfhaltung ein, der andere auch. Für einen Augenblick kann sie Sisols Figur von der des Fremden nicht unterscheiden. „Sisol!“ schreit der Fremde auf, als ob er einen lang vermissten Freund wiedergefunden hat, und Sisol senkt die Fäuste.

„Sisol Junior!“ Sisol trägt den Namen des Bruders, der unantastbar ist, und sobald er erkannt worden ist, wird er um Gnade gebeten.

Während er und sein neuer Bekannter die Verwundeten aufheben, verschwindet sie, läuft allein weiter, beeilt sich, dreht sich nicht um. Sie wechselt die Straßenseite, gegen die Fahrtrichtung zu laufen ist es sicherer. Der Wald endet, sie läuft an weiten nebligen Feldern unter der aufgehenden Sonne. Sie sieht sich von außen, sie schlägt mit den Absätzen auf den Scheitel eines Fremden ein, und unten, zu Boden gedrückt, blutet Sisols Schläfe; in ihrer Hand sind die Sandalen, sie bewegt den Arm, schlägt zu und spürt nichts, spürt keinen Schmerz; unten auf dem Boden ist Sisols Gesicht mit halbgeschlossenen Augen, er schaut zu ihr auf, als sie die spitzen Schuhabsätze auf den Kopf eines Menschen fallen lässt, und er lächelt. Sie zuckt zusammen, wirft die Sandalen in die Grube am Wegrand.

An der Stadteinfahrt, bei der Statue der Frau mit dem Willkommensbrot, holt sie Atem. Die Statue hat keine Iris, keine Pupillen zwischen den Lidern. Von hier aus sind sie am Vorabend zum Fest der Sommersonnenwende losgefahren. Die vertraute Sandsteinfrau, in der Tracht und mit dem Brot in den Händen, kommt ihr entstellt vor. Die Nacht steigt in ihr von neuem hoch, in Fetzen: die Schreie, die Fäuste, das Feuer, Kränze im Fluss und die Nackten im Wald, und der Farn, der nie blüht, sondern sich durch Sporen vermehrt, durch Sporen, die weder Wasser, noch Nährstoffe oder Sauerstoff brauchen, um zu überleben.

VITA

Irina Rosenau, Jahrgang 1978, geboren in Weißrussland, hat Germanistik in Minsk (Weißrussland) und italienische und vergleichende Literaturwissenschaft in Saarbrücken und Pisa studiert. Unterrichtet Komparatistik an der Universität des Saarlandes.

Im Mai 2018 hat sie an der Lesungsreihe Heldentod auf Seite 3 teilgenommen. Die Erzählung „Die bleibende Stadt“ ist in der Zeitschrift STRECKENLÄUFER 34 (2019) erschienen.

22. HANS-BERNHARD-SCHIFF

LITERATURPREIS 2019

Vorsitzender

Dr. Robert Joachim Schiff

Jurymitglieder

Dr. Johannes Birgfeld
Andreas Dury
Dr. Hermann Gätje
Jérôme Jaminet
Heiner Zietz

Beirat

Thomas Brück
Günther Buth
Nelia Dorscheid
Dr. Stienke Kalbfuss
Sylvia Kammer-Emden
Holger Ludt
Harry Moser
Jörg Sämann
Katharina Ries
Gerald Schleiwiess
Dr. Sikander Singh
Dr. Alena Wagnerova

KONTAKT

Landeshauptstadt Saarbrücken
Kulturamt

St. Johanner Markt 24
66111 Saarbrücken

katharina.ries@saarbruecken.de
www.saarbruecken.de/kultur

Telefon +49 681 905-4914

Der 22. Hans-Bernhard-Schiff-Literaturpreis
wird unterstützt von:



In Zusammenarbeit mit



Heinrich-Böll-Stiftung Saar

Impressum

Herausgeberin: Landeshauptstadt Saarbrücken, Kulturamt Saarbrücken

Redaktion Dr. Johannes Birgfeld, Katharina Ries

Gestaltung g-nau – büro für gestaltung und kommunikation, www.g-nau.de

Vorlage Titelbild © Dr. Joachim Robert Schiff

Druck repa druck GmbH, Saarbrücken

Auflage 300



Über Geld sprechen ist einfach.



Weil die Sparkasse nah ist und auf Geldfragen die richtigen Antworten hat.

[sparkasse-saarbruecken.de](https://www.sparkasse-saarbruecken.de)

Wenn's um Geld geht



Sparkasse
Saarbrücken